

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | FISCHER

TRUDE TEIGE

Und
Großvater
atmete mit
den Wellen

ROMAN

Aus dem Norwegischen
von Günther Frauenlob

 | FISCHER

Der S. Fischer Verlag hat sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter *www.klimaneutralerverlag.de*

Inhaltshinweis:

Im historischen Kontext wurden an manchen Stellen zeitübliche diskriminierende Begriffe und Konzepte verwendet. Der Roman enthält Szenen von Gewalt und sexualisierter Gewalt.



Erschienen bei FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2021
unter dem Titel »Morfar pustet med havet«
im Verlag H. Aschehoug & Co, Oslo
© 2021 Trude Teige

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2024 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt am Main
Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Redaktion: Henrik Halbleib
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-949465-14-7

VORWORT

Wenn der Wind auffrischte und die Wellen weiße Kämme bekamen, nahm Großvater mich gerne mit zum höchsten Punkt der Insel, auf der wir wohnten. Von dort aus sah man in allen Richtungen das Meer. Er erzählte mir, dass wir beim Schlafen im Takt mit den Wellen atmen, die an Land schlagen. »Egal, ob es stürmt oder ganz ruhig ist, die Wellen treffen das Land immer im gleichen Rhythmus«, sagte er. »Und wenn du Angst hast oder traurig bist, musst du mit dem Meer atmen.«

Ich fragte mich, woher er so etwas wusste, doch wenn ich ihn fragte, sagte er nur lächelnd, dass er das schon vor langer Zeit von jemandem gelernt habe.

»Von wem?«, wollte ich wissen.

»Darüber reden wir ein andermal, wenn du groß bist«, lautete seine Antwort. Er wuschelte mir durch die Haare und erzählte von all den Orten, wo er als Seemann gewesen war. Die Namen der Städte wollten mir kaum über die Zunge: New York, Buenos Aires, Honolulu, Rotterdam, Bremerhaven. Ich liebte es, wenn er mich mit ans Meer nahm und mir von all dem erzählte, was er als junger Mann gesehen und erlebt hatte.

Großvater hat mir nie gesagt, von wem er gelernt

hat, mit den Wellen zu atmen, aber schon als Kind dachte ich bei mir, dass er es nicht von Großmutter haben konnte. Sie atmete meistens viel zu schnell.

Erst als sie, Großvater und meine Mutter nicht mehr waren, fand ich heraus, dass meine Großmutter ihr ganzes Leben hindurch ein dunkles Geheimnis gehütet hatte. Sie war ein »Deutschenmädchen« gewesen. Erst nach ihrem Tod begann ich mich zu fragen, warum auch Großvater mir nie erzählt hatte, wie es ihm im Krieg ergangen war. Wo war er gewesen, was hatte er erlebt?

Jetzt, viele Jahre später, weiß ich, dass er bei all den Städten, von denen er mir als Kind erzählte, kein einziges Mal den Ort erwähnte, der ihn am meisten geprägt und fast gebrochen hatte. Wo er gelernt hatte, mit dem Meer zu atmen. Was dort und in der Zeit danach passiert ist, muss ihn aber zu dem sanften, feinfühligem Mann gemacht haben, der mir meine ganze Kindheit hindurch eine Sicherheit gab, wie sie weder meine Großmutter noch meine Mutter jemals in sich trugen.

Kragerø, Juni 2021

Juni Bjerke

1943

4. APRIL

Indischer Ozean vor der Küste von Java

Ein kräftiger Scheinwerfer tastete die drei Rettungsboote ab. Die Männer saßen stumm auf den Ruderbänken und starrten auf das U-Boot, das vor ihnen aus dem Meer ragte. Ein Netz wurde an der Außenseite heruntergelassen.

»Who is the captain?«

Niemand antwortete, und der japanische Offizier an Deck des U-Boots schrie: »Where is the captain?«

Kapitän Olaussen lag am Boden eines der Boote, er konnte sich kaum noch rühren. Er war auf dem Rettungsboot aufgeschlagen, als er von Bord der M/S Anitra ins Wasser zu springen versucht hatte, und hatte starke Schmerzen im Rücken. Als der Japaner keine Antwort erhielt, legten zwei der Soldaten an Deck des U-Bootes die Gewehre an.

Olaussen hob den Arm. »I ... I am the captain.«

Nach einer kurzen Diskussion ließen die Japaner eine Trosse mit einem Haken daran zu dem Rettungsboot herab. Wild gestikulierend und in einer Mischung aus Japanisch und gebrochenem Englisch befahlen sie den Männern, Olaussen eine Leine um den Körper zu binden. Der Kapitän war hart im Nehmen, doch als er auf das Deck des U-Boots gehievt wurde, schrie er vor Schmerzen. Da-

nach rief der japanische Offizier erneut etwas. Dieses Mal wollte er wissen, wer der erste Steuermann war. Niemand antwortete. Der Einzige, der Offiziersuniform trug, war der zweite Steuermann. Der Japaner deutete mit einem Revolver auf ihn und gab ihm zu verstehen, dass er an Bord des U-Boots kommen sollte. Tønnesen kletterte über das Netz am Rumpf nach oben, während der Japaner weitere Titel brüllte. »Funker!«

Sverre Bjerke saß still da. Eine Gefangennahme durch die Japaner bedeutete den sicheren Tod. Er hatte genügend Geschichten darüber gehört, wozu sie imstande waren. Auf keinen Fall würde er an Bord dieses U-Boots gehen. Seine Chancen waren auf einem offenen Rettungsboot größer als in japanischer Gefangenschaft. Er würde diesen verfluchten Krieg überleben und sein Bruder ebenso.

Wieder huschte das Licht des Scheinwerfers über die Männer. Sverre schirmte seine Augen mit der Hand ab und sah von Mann zu Mann. Es war windstill. Doch um in der leichten Strömung an der Seite des U-Boots zu bleiben, wie die Japaner es ihnen befohlen hatten, mussten sie trotzdem rudern. Wo war Konrad? In den Rettungsbooten waren kaum mehr als dreißig Mann. Was war mit den anderen Mitgliedern der zweiundfünfzigköpfigen Besatzung passiert?

Mittlerweile war es fast völlig dunkel, nur ein grau-blauer Streifen am Horizont erinnerte noch an den Tag. Im Maschinenraum der Anitra brannte es, und durch ein großes Loch im Rumpf lief das Dieselöl aus, das sie geladen hatten. Jederzeit konnte es sich entzünden, und dann

würde das Meer in Flammen stehen. Weitere Soldaten tauchten auf dem Deck des U-Boots auf und montierten ein Gestell. Es war für ein Maschinengewehr bestimmt.

»Der da!«, rief plötzlich einer auf Englisch. »Das ist unser Funker!«

Sverre drehte sich um und sah, dass der chinesische Koch auf ihn zeigte. Was zum ...! Der Offizier auf dem Deck richtete den Lauf seiner Waffe auf ihn.

»You?«, schrie er. »Get over here!«

Sverre stand auf und griff nach dem Netz am Rumpf des U-Boots. Er war schon fast oben, als er jemanden seinen Namen rufen hörte, sich umblickte und in einem der Rettungsboote einen Mann wild winken sah. Der Scheinwerfer streifte über die Boote, und für den Bruchteil eines Moments erkannte er Konrad. Sverre atmete erleichtert auf. Das Festland war weit entfernt, aber vielleicht würden die Männer ja von Schiffen der Alliierten aufgelesen, oder sie schafften es selbst nach Java oder besser noch nach Australien, wo sie wirklich in Sicherheit wären.

Der Himmel war dunkel und sternenlos, als er gemeinsam mit den vier anderen Offizieren der Anitra an Deck des U-Boots stand. Neben Kapitän Olaussen warteten dort der zweite Steuermann Tønnesen, der dritte Steuermann Hødnebø und Maschinist Larsen. Olaussen konnte sich kaum aufrecht halten, weshalb Sverre und Tønnesen ihn zwischen sich nahmen. Als Sverre den Fuß auf die oberste Sprosse der Leiter setzte, die ins Innere des U-Boots führte, explodierte die Anitra. Sverre sah noch, wie Konrad sich rücklings ins Meer warf. Dann schlugen

auch schon Flammen und schwarzer Qualm nach oben.
Er wurde weiter nach unten ins Boot gestoßen, als oben
an Deck das Knattern des Maschinengewehrs begann.

1

Einige Stunden zuvor

Konrad Bjerke lag in seiner Kojе auf der Anitra und verfluchte den Krieg. Seit er ein kleiner Junge gewesen war, bewunderte er seinen fünf Jahre älteren Bruder. Er wollte wie Sverre werden, es so machen wie er, alle Weltmeere befahren und in weit entfernten Häfen an Land gehen: New York, Buenos Aires, Honolulu, Madras. Alles Orte mit aufregendem, fremdem Klang, die er auf dem Globus seines Großvaters gesucht hatte. »Du hast ein helles Köpfchen«, hatte sein Bruder gesagt. »Dir stehen alle Möglichkeiten offen. Außerdem ist die Arbeit auf See wirklich verflucht hart. Mach eine gescheite Ausbildung, Konrad, du liest doch so gerne.«

Inzwischen bereute Konrad es, nicht auf seinen großen Bruder gehört zu haben. 1938 hatte er mit gerade einmal achtzehn Jahren als Leichtmatrose auf der Anitra angeheuert, wo Sverre als Funker arbeitete. Sein Plan war es gewesen, Steuermann zu werden, doch als der Krieg ausgebrochen war, hatte er all seine Ambitionen auf Eis legen müssen.

Die Anitra verkehrte zwischen Asien und Australien, und Konrad hatte sich glücklich geschätzt, so weit von dem Krieg in Europa entfernt zu sein. So konnte man sich

irren! Er hätte nie gedacht, dass Japan in den Krieg eintreten würde. Aber dann war ein Jahr und achtzehn Monate nach der deutschen Besetzung Norwegens der Angriff auf Pearl Harbor erfolgt, und die USA hatten Japan den Krieg erklärt.

Japan führte schon seit ein paar Jahren Krieg in China, und es kursierten Gerüchte, dass die Japaner die Europäer aus allen Ländern Südostasiens vertreiben wollten, um ein neues, großes Imperium mit Kaiser Hirohito an der Spitze zu errichten. Die Geschehnisse in Asien hatten Konrad nicht sonderlich gekümmert, doch als Deutschland den USA vier Tage nach Pearl Harbor den Krieg erklärte, waren er und die anderen Männer an Bord der Anitra mit einem Mal mitten drin gewesen. Aus zwei getrennten Kriegen, einem in Asien und einem in Europa, war ein einziger, großer, weltumspannender Krieg geworden, der auf allen Weltmeeren ausgetragen wurde. Schon nach kurzer Zeit hatten die Japaner Hongkong, die britische Bastion Singapur, Burma, die Philippinen, die Salomon-Inseln, Britisch-Malaya und Niederländisch-Ostindien erobert.

Das permanente Gefühl, in Gefahr zu sein, zerrte an den Nerven. Alle an Bord spähten unablässig über die Reling und hielten nach Bewegungen auf dem Meer oder in der Luft Ausschau. Jeder schlief mit seinem Pass in der Innentasche, der Rettungsweste neben sich und geöffneten Kabinentüren, damit man sofort zu den Rettungsbooten laufen konnte, sollte der Alarm losgehen. Die Besatzung bestand aus Männern unterschiedlichsten Alters und Rangs, doch die Gefahr schweißte sie zusammen, und je-

der wusste, dass sein Leben am nächsten Tag oder schon im nächsten Augenblick zu Ende sein konnte. Niemand redete darüber, als würde die Angst kleiner, wenn man so tat, als gäbe es sie nicht. Es brauchte aber nur ein Topf in der Kombüse zu Boden fallen oder irgendwo eine Tür zu knallen, und alle zuckten zusammen. Am schlimmsten war es für die Männer im Maschinenraum tief im Bauch des Schiffes, die nur eine dünne Stahlwand vor den feindlichen Geschossen schützte. Konrad war einmal dort unten gewesen, als in der Nähe Wasserbomben detonierten. Reflexartig hatte er sich zu Boden geworfen, während die anderen zu seinem Erstaunen nur für ein paar Sekunden mit ihrer Arbeit innegehalten hatten. Doch jedes Mal, wenn die Maschinisten auf Wacht gingen, verfinsterten sich ihre Mienen; das war ihm nicht entgangen. Sie hatten den weitesten Weg zu den Rettungsbooten und riskierten, bei einem Treffer hilflos im Schiffsrumpf eingeschlossen und mit in die Tiefe gezogen zu werden. Alle dachten daran, aber niemand sprach darüber.

Die Anitra war auf dem Weg von Abadan im Iran nach Darwin in Australien, beladen mit 13 000 Tonnen Dieselöl für die Kriegsschiffe der Alliierten. Konrad hatte vor einer Stunde Dienst im Ausguck am vorderen Mast gehabt und dabei wieder einmal geglaubt, an Backbord eine Bewegung am Horizont ausgemacht zu haben. Möglicherweise ein auftauchendes U-Boot – das nasse Metall des Bootsrumpfs glänzte dabei immer wie ein Spiegel.

Wenn sie erst in Australien waren, wollte er seinen Bruder überreden, mit ihm dort zu bleiben. Es war bestimmt

möglich, irgendwo weitab vom Krieg in einem Dorf Arbeit zu finden und abzuwarten, bis alles vorüber war. Ständig mit der drohenden Katastrophe im Hinterkopf zu leben, hielt er nicht länger aus. Obwohl sie sich in den Tropen befanden und es tagsüber unerträglich heiß wurde, steckte ihm die Angst wie Kälte in den Knochen. Er hatte seit Tagen nicht mehr richtig geschlafen und musste jede Nacht aufstehen und oben an Deck eine Zigarette rauchen, um sich zu beruhigen. Überall auf dem Indischen Ozean lauerten die Japaner, trotzdem hatten sie keine Eskorte bekommen. Er nahm sein Tabakspäckchen und stieg an Deck. Der Tag ging zu Ende, die Sicht war gut, und es wehte eine leichte, südliche Brise. Er genoss die milde Abendluft, während die Sonne sich dem Horizont näherte.

Am schlimmsten waren die Nächte, wenn die Dunkelheit alles verbarg. Konrad befeuchtete das Zigarettenpapier, versiegelte die Zigarette mit dem Finger und steckte sie sich zwischen die Lippen, ehe er die Verschnürung der Rettungsweste öffnete. Er lehnte sich an die Reling, zündete die Zigarette mit einem Streichholz an, nahm einen Zug und spürte, dass er ruhiger wurde. Es würde auch dieses Mal gut gehen, und in ein paar Tagen wären sie dann in Darwin.

2

Sverre hastete vom Funkraum auf die Brücke. Kapitän Nils Olaussen hatte ihn gerufen.

»Was ist los?«, fragte er.

Olaussen hielt das Fernglas in der Hand. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich etwas gesehen habe«, sagte der Kapitän angespannt und reichte Sverre das Glas.

»Wo?«

»Steuerbord vor dem Bug. Ein gutes Stück entfernt. Sehen Sie etwas?«

»Nein ... ich glaube nicht«, antwortete Sverre nach einer Weile.

»Da war so ein Lichtschein. Es kann ein Flugzeug oder das Mündungsfeuer einer Schiffskanone gewesen sein.«

Sverre suchte noch einmal die Steuerbordseite ab. »Da ist nichts«, sagte er schließlich.

Olaussen atmete kurz und heftig durch die Nase. »Gut, dann sollten wir wie geplant mit den Schießübungen anfangen, bevor es dunkel wird.«

Die Anitra war mit einer Kanone und zwei doppelläufigen Lewis-Maschinengewehren auf beiden Seiten der Kommandobrücke ausgestattet, mit denen sie regelmäßig übten.

»Glauben Sie, dass wir jemals in einen Nahkampf geraten?«, fragte Sverre.

»Ich glaube gar nichts«, antwortete Olaussen und lächelte kurz. »Als wir in Abadan lagen, habe ich einen Rotkreuz-Brief von zu Hause erhalten. Ich bin Großvater eines kleinen Mädchens geworden. Wenn dieser Krieg vorbei ist, werde ich nach Hause fahren, um sie zu sehen. Ich freue mich schon darauf. Sind Sie verheiratet, Bjerke?«

»Ja.«

»Und haben Sie die größte Freude einer jeden Ehe erleben dürfen?«

»Was?« Sverre sah ihn etwas überrascht an.

»Ich meine, ob Sie Kinder haben? Was haben Sie denn gedacht?«, fragte er und sah Sverre verschmitzt an.

»Ja ... äh ... ich habe Zwillinge. Zwei Mädchen. Vier Jahre alt. Ich habe sie das letzte Mal kurz nach ihrer Geburt gesehen.«

»Ich bin Vater von fünf Jungs, da freue ich mich besonders, ein kleines Mädchen in der Familie zu haben«, sagte Olaussen. Plötzlich beugte er sich angespannt vor. »Da!« Er streckte den Arm aus. »Da war wieder dieses Blitzen.«

Er nahm das Fernglas, doch bevor er es an die Augen legen konnte, knallte es auch schon.

3

Der erste Torpedo traf mittschiffs. Nur Sekunden später schlug ein zweiter am Bug ein. Das Schiff zitterte. Sverre und der Kapitän warfen sich zu Boden und hielten sich die Hände über den Kopf. Metallsplitter und Scherben flogen um sie herum. Gleich darauf knallte es ein drittes Mal. »Setzen Sie einen Funkspruch ab!«, rief der Kapitän und gab den Befehl, die Maschinen zu stoppen, ehe er aus dem Ruderhaus ins Freie trat. Das Vordeck bestand nur noch aus verbogenem Stahl, und im Schiffsrumpf klaffte ein großes Loch. »Alle Männer in die Rettungsboote! Sofort!«, schrie er.

Sverre hastete in den Funkraum, sah aber gleich, dass der Strom unterbrochen war. Er versuchte noch einen Funkspruch über die Notbatterie abzusetzen, doch es geschah nichts. Dann hörte er Schritte, Rufe, das Geräusch von Ketten und Tauen und begriff, dass die Beiboote zu Wasser gelassen wurden. Rauch schlug ihm entgegen, als er die Tür zum darunterliegenden Kabinendeck aufriß. »Konrad!«, schrie er, bekam aber keine Antwort. Die Codebücher, dachte er plötzlich, stürmte zurück in den Funkraum, nahm einen Lederbeutel, stopfte ein Bleilot hinein und ging an Deck. Noch einmal hielt er nach

Konrad Ausschau, konnte ihn aber nirgends sehen. Die Mannschaft hatte drei Rettungsboote zu Wasser gelassen, und viele Männer waren bereits ins Meer gesprungen.

Sverre warf den Lederbeutel mit den Codebüchern ins Wasser, ehe er über die Reling kletterte. Auch in den Rettungsbooten entdeckte er Konrad nirgendwo. Die See um sie herum war wie ausgestorben, weit und breit kein anderes Schiff zu sehen. Wo war der Torpedo hergekommen? Die Männer in den Rettungsbooten begannen von der Anitra wegzurudern; das Schiff brannte an verschiedenen Stellen und drohte zu explodieren, und sollte es untergehen, liefen sie Gefahr, von dem Sog in die Tiefe gerissen zu werden. Auf dem Meer lag bereits eine glänzende Schicht Öl. Sverre hielt die Luft an. Dann ließ er die Reling los und sprang ins Wasser.

Er schwamm hinter einem der Rettungsboote her, doch als er zu rufen versuchte, bekam er Öl in den Mund und musste ausspucken.

»Da ist der Funker!«, hörte er plötzlich.

Eines der Rettungsboote machte kehrt, und gleich darauf wurde er von starken Armen an Bord gezogen. Als sein Blick wieder zur Anitra ging, sah er den Kapitän. Gerade als er springen wollte, geriet das Schiff in Schiefelage, so dass er den Abstand falsch berechnete und auf eines der Rettungsboote schlug, bevor er ins Wasser fiel. Der Kapitän schrie vor Schmerz, als die Männer ihn an Bord zogen. Aus dem brennenden Schiff stieg schwarzer Rauch auf, der sie kaum atmen ließ. Sie ruderten aus aller Kraft. »Pullt, pullt!«, riefen die Männer.

Nach einer Weile hatten sie den Ölteppich hinter sich. Die Männer an den Rudern machten eine kurze Pause, saßen schweigend da und sahen zur Anitra, die immer mehr Schlagseite bekam.

Um das Schiff war das Meer blank wie ein schwarzer Spiegel. Da wurde die Stille plötzlich von einem Motorengeräusch durchbrochen, und ein Schatten kam auf sie zu.

Es war ein U-Boot.

Die Turmluke öffnete sich, und ein japanischer Offizier in schwarzer Uniform kam zum Vorschein. Hinter ihm folgten weitere Soldaten. Jeder einzelne schwer bewaffnet.

4

4. April, Catherine Booth's Hospital, Java, Indonesien

Sigrid Greve blieb stehen und verbeugte sich vor dem japanischen Soldaten, der am Tor des Krankenhauses Wache hielt, ehe sie weiter durch den Garten ging und den Duft der gelben Kletterrosen neben der Treppe einsog. Auf der obersten Stufe blieb sie stehen, fuhr sich mit den Fingern durch die langen, blonden Haare, teilte sie zu drei Strähnen und flocht sie langsam zu einem Zopf.

Das Krankenhaus war ein typisches Landhospital, ursprünglich ein alter Bungalow, erbaut vor mehr als hundert Jahren als Landsitz eines Plantagenbesitzers. Ein Dach erstreckte sich über die Veranda, die mit kleinen Tischen, Lehnstühlen und Sofas als Außenraum eingerichtet worden war. Hier konnten Patienten, denen es gut genug ging, vor der Sonne geschützt ausruhen.

Der Morgendunst lag wie ein seidenes Band um die Palmen und großen Birkenfeigen. Weiter oben an den Hängen verdeckte er die Reisfelder und die bunten Rosenbüsche an den terrassierten Hängen. Wenn die Sonne zum Vorschein kam, glänzten die Tautropfen wie Kristalle. An manchen Stellen war der Nebel durchsichtig, die Luft noch frisch,

doch bald würden Sonne und Hitze wieder die Oberhand gewinnen. Eine Gruppe Männer kam aus dem Dunst den Pfad herunter. Die Körbe, die sie an Stangen über den Schultern trugen, waren voller Früchte und Gemüse. Hinter ihnen folgten Frauen mit Körben voller Blumen. Einige trugen Säuglinge in ihrem Selendang, einem langen Tuch, das sie um Schultern und Oberkörper geschlungen hatten. Sie alle waren auf dem Weg von den kleinen, überall verstreuten Dörfern zu dem Markt in der Stadt, um ihre Waren zu verkaufen. Ein paar kleine Mädchen sprangen mit weißen Blüten in den Haaren zwischen ihnen hindurch. Sigrids Blick ging an ihnen vorbei zu den Bergen und Hügelzügen dahinter. »Blauende Berge« hatte ihr Vater das einmal genannt, als sie Ferien in den Fjorden an der norwegischen Westküste gemacht hatten. Sie war zehn Jahre alt gewesen, als ihre Familie von Kristiansand nach Java gezogen war, jetzt war sie zwanzig. Manchmal sehnte sie sich nach Norwegen zurück, wo alles so anders war als hier. Winter mit Strickmützen und Handschuhen, Schnee und Skiern und Sommer mit Krabbenfischen, Lagerfeuern und Sonnenbaden auf flachen Uferfelsen gemeinsam mit Cousins und Cousinen. Nachdem die Japaner Java besetzt hatten, war die Sehnsucht größer geworden. Doch jetzt war es völlig unmöglich, irgendwohin zu reisen.

Sigrid fand ein Band in ihrer Tasche und knotete es um das Ende ihres Zopfes. Wie so oft vor der Arbeit hatte sie den Pfad genommen, der an den Felsen entlangführte. Ihre Gedanken waren weit weg gewesen, bei ihren Verwandten auf der anderen Seite der Erde. Das Meer war

wie eine Brücke, die ihre beiden Welten miteinander verband. Zu Hause sprach sie mit ihren Eltern und ihrer Schwester immer nur Norwegisch, und jeden Donnerstag gab es norwegisches Essen. Ihre Mutter hatte den Koch gelehrt, Fleischbällchen mit Erbsenpüree, Kohlrouladen und Fleisch in brauner Soße zu machen. Und sogar einige Nachtische hatte er gelernt – Pflaumenkompott, Karamellpudding und Verschleierte Bauernmädchen.

Java gehörte zu Niederländisch-Ostindien, und Sigrid war auf eine niederländische Schule gegangen. Außerdem sprach sie Javanisch, da sowohl ihr Kindermädchen als auch der Koch Einheimische waren. Der Gärtner war obendrein Japaner und hatte ihr genug Japanisch beigebracht, um einfache Gespräche zu führen. Englisch und Französisch hatte sie in der Schule gelernt.

Die beinahe still stehende Luft war angefüllt von dem Duft der Blumen im Krankenhausgarten. Sigrid glaubte, die Wellen zu hören, die in der Ferne gleichmäßig an die Felsen schlugen. Auf dem Rasen vor dem Haus stolzierte ein Pfau herum, und große Schmetterlinge mit schwarz-weißen Flügeln schwirrten hin und her. Dann übernahm die Sonne langsam die Regie, der Dunst löste sich auf, und Gras und Bäume begannen zu dampfen.

Gleich darauf durchbrach ein kräftiges Motorengeräusch die Idylle. Ein Lastwagen fuhr vorbei. An der Seite prangte eine rote Sonne mit kräftigen Strahlen auf weißem Grund. Auf der Ladefläche standen dicht an dicht japanische Soldaten. Die Bajonette auf ihren Gewehren zeigten zum Himmel und erinnerten an einen Wald.

Vor etwas mehr als einem Jahr hatten die Japaner Java besetzt. Die Alliierten hatten sich ergeben, und das Personal im Krankenhaus hatte das Schlimmste befürchtet, schließlich kursierten Gerüchte über Massaker an Patienten und Angestellten in anderen von den Japanern besetzten Ländern. Es war aber nicht viel passiert, ein japanischer Offizier hatte lediglich alle Angestellten in den Garten beordert und ihnen mitgeteilt, dass das Krankenhaus nun unter japanischer Leitung stehe und sie als Angestellte keinerlei Rechte mehr hätten. Gleiches gelte für die Heilsarmee, unter deren Leitung das Krankenhaus vorher gestanden hatte. Es war ein Wachmann am Tor platziert worden, um zu kontrollieren, wer kam und ging, sie hatten aber weiterhin verletzte Australier, Niederländer und britische Soldaten behandeln dürfen. Viele, die sich in den Bergen versteckt hatten, waren mit der Zeit von den Japanern aufgegriffen worden. Waren die Patienten gesund genug, wurden sie abgeholt und in das Gefangenenlager außerhalb der Stadt gebracht, so dass sie mittlerweile nur noch wenige alliierte Soldaten betreuten.

Hinter ihr wurde die Tür geöffnet. Einer der Ärzte, der Holländer Cornelis van Hoosen, trat neben sie und wünschte ihr einen guten Morgen. Mit einem ärgerlichen Hupen scheuchte der Lastwagen in der Kurve ein entgegenkommendes Auto zur Seite. Dem Fahrer gelang es gerade noch auszuweichen, und als der Wagen gleich darauf am Krankenhaus vorbeifuhr, sah Sigrid einen Mann und eine Frau mit zwei Kindern auf der Rückbank. Auf dem Dach waren Matratzen befestigt, und auf dem übervollen

Anhänger erkannte sie zwischen Kisten und Kästen einen Schrank.

»Es ist zu spät, man kommt hier nicht mehr weg«, sagte Cornelis. »Wir sind auf allen Seiten vom Meer umgeben, und Schiffe, die uns nach Europa bringen könnten, gibt es nicht. Wir sind verurteilt zu bleiben.«

»Was glaubst du, wird mit uns geschehen?«, fragte Sigrid.

»Das weiß niemand, aber die Niederlande haben Japan den Krieg erklärt, als Erstes werden sie es wohl auf uns abgesehen haben.«

»Aber was wollen die denn hier?«

»In erster Linie geht es ihnen vermutlich ums Öl. Aber sie haben auch Größenphantasien. Sie wollen unter ihrem heiligen Kaiser ein Weltreich errichten. Nur die Götter wissen, was die mit uns anstellen werden.«

»Mit den Holländern?«

»Ja, mit uns und all den anderen Imperialisten und Vertretern der Kolonialmächte. Wir haben den Javanern ihr Land genommen, und jetzt haben die Japaner es uns genommen. Die Alliierten sind überall in Südostasien besiegt worden. Zehntausende, vielleicht Hunderttausende Soldaten sind in Gefangenschaft geraten. Und jetzt verhaften sie auch Zivilisten. Vorläufig haben sie es nur auf die Männer abgesehen, aber was passiert mit den Frauen, wenn die Männer interniert sind? Wie sollen all diese verwöhnten, gintrinkenden Kolonialherrinnen, die Diener und Kindermädchen gewohnt sind und sich nur für die nächste Cocktailparty interessieren, zurechtkom-

men, wenn alles in Auflösung gerät und ihre Männer fort sind?«

Eine perfekte Beschreibung meiner Mutter, dachte Sigrid.

»Das Leben wird ein anderes sein. Sie werden sich darin nicht zurechtfinden«, fuhr er fort. »Und nicht nur die Japaner hassen die Europäer. Auch die Einheimischen werden sich erheben, wenn sie sehen, dass die Reiche ihrer Kolonialherren zusammenbrechen. Sie wollen hier weder die Japaner noch die Europäer haben. Das Leben auf Java, wie wir es kennen, ist für immer zu Ende.«

»Wie kannst du dir da so sicher sein?«

»Früher oder später wird das Volk aufstehen. Es ist die Unterdrückung leid. Ob in Krieg oder Frieden, sie werden sich gegen die Invasoren erheben, gegen die Japaner ebenso wie gegen uns, die wir schon vor mehreren hundert Jahren hierhergekommen sind.«

Sigrid betrachtete ihn nachdenklich. Cornelis war der jüngste der drei Ärzte, die im Krankenhaus arbeiteten. Er war unverheiratet und vielleicht zehn Jahre älter als sie. Sein autoritärer Charme beruhte auf seiner Kompetenz als Arzt, sonderlich attraktiv war er aber nicht. Die rötlichen Haare waren dicht, seine Haut eher rot als braun, und zwischen seinen Schneidezähnen klaffte eine große Lücke, wodurch sein Lächeln etwas schelmisch wirkte. Sigrid mochte ihn, er war lustig, offen und hatte einen guten Draht zu den Patienten.

»Bushidō«, sagte er.

»Was ist das?«

»Der Ehrenkodex der Japaner. Es ist besser zu sterben, als in Schande zu leben. Und was die Frauen angeht ... Frauen werden als unterlegen betrachtet, als eigensinnig und dumm.« Er stieß sie leicht in die Seite und hatte ein Zwinkern in den Augen. »Genau deine Eigenschaften, Sigrid.«

»Woher weißt du das alles?«

»Ich habe ein Jahr lang in einem Krankenhaus in Tokio gearbeitet. Da kam ich gerade frisch von der Universität.« Er sah sie ein paar Sekunden lang voller Ernst an, ehe er sagte: »Du darfst einem japanischen Soldaten nie direkt in die Augen blicken, Sigrid. Vergiss das nie.«